



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehla.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Nachdruck verboten.

Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.
 (Kirchweihfest.)

Evangelium nach dem hl. Lukas 19, 1—10. „In jenen Tagen zog Jesus in Jericho ein, und ging durch. Und siehe, da war ein Mann, mit Namen Zachäus, der war Oberzöllner und reich. Und er suchte, Jesus zu sehen, wer er wäre: aber er konnte nicht vor dem Volke; denn er war klein von Person. Da lief er voraus, und stieg auf einen wilden Feigenbaum, um ihn zu sehen; denn da sollte er vorüber gehen. Als nun Jesus an den Ort kam, schaute er hinauf, sah ihn, und sprach zu ihm: Zachäus, steige schnellst herab! Denn heute muß ich in deinem Hause bleiben. Und er stieg eilends herab, und nahm ihn mit Freuden auf. Und alle sahen es, murerten und sprachen: Bei einem Sünder ist er eingekedet! Zachäus aber stand, und sprach zu dem Herrn: Stehe Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und wenn ich jemand betrogen habe, so erstatte ich es vierfach. Jesus aber sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, weil auch er ein Sohn Abrahams ist; denn der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.“

Ich glaube eine Gemeinschaft
 der Heiligen.

III.

Heute begehen wir in unserer Erzdiözese die Feier der allgemeinen Kirchenweihe: Nicht vorübergehend, wie einst bei dem Zöllner Zachäus, sondern bleibend bis ans Ende der Tage, hat der im hl. Sakramente verborgene Herr in unsere Tempel Seine gnadenreiche Einkehr gehalten. Bauen daher die Gläubigen irgendwo einen Tempel, so tun sie ganz recht, wenn sie die Wohnung des höchsten Herrn prächtiger und großartiger errichten und einrichten, als die Hütten der Menschen, die heute kommen und morgen eine Beute des Todes werden. Namentlich unsere frommen Vorfahren gingen beim Tempelbau von der Ueberzeugung aus, das Haus Gottes müsse das Größte und Herrlichste in der ganzen Gemeinde sein; sie rechneten beim Bauen nicht nach den Lebenstagen eines Menschen, sondern nach Jahrhunderten und verwendeten freudig Schätze und Güter, um die denkbar prächtigste Ausstattung zu ermöglichen.

Unsere Tempel sind aber auch, lieber Leser, ein Abbild der großen hl. Kirche Gottes auf Erden. Jesus Christus, der menschgewordene Sohn Gottes, ist ihr Werkmeister; Er hat den göttlichen Plan auf die Erde gebracht und den Boden für die Ausführung desselben zunächst Selbst zubereitet. Kaum waren die Fundamente gelegt und das erste Baumaterial herbeigeschafft, da verließ der göttliche Werkmeister diese Zeitlichkeit wieder, um von Seiner himmlischen Herrlichkeit Besitz zu nehmen — die Weiterführung des Baues aber überließ Er denen, die Er testamentarisch als Seine Stellvertreter eingesetzt hatte. Schon bauen diese gegen zweitausend Jahre, und das Fertiggestellte umschließt

nicht nur viele Millionen Christen, sondern die Spitzen des Baues ragen auch bis in den Himmel hinein: Das himmlische Jerusalem verbindet sich mit dem irdischen Jerusalem zu einer lebendigen Gemeinschaft der Heiligen!

Wir sprachen schon wiederholt, lieber Leser, von der Verehrung der Heiligen des himmlischen Jerusalem, — heute ziehe ich eine kurze aber gewichtige Mahnung des Katechismus an: Wir sollen bei der Verehrung der Heiligen (sagt er) vorzüglich darauf achten, daß wir ihre Tugenden nachahmen.

Ist aber nicht Christus Selbst unser Vorbild und Muster? Hat Er sich nicht — wenn wir einen Augenblick von Seinem Erlösungswerke am Kreuze absehen — vorzüglich auch darum mit unserer menschlichen Natur umkleidet, um sich uns Menschen als ein sichtbares Muster und Vorbild für jede Tugend hinzustellen? Wozu also kleinere Vorbilder erst suchen unter den Heiligen?

Auf diese Frage gibt uns schon der hl. Apostel Paulus in seinem ersten Korintherbriefe eine sehr klare und deutliche Antwort, wenn er sagt: „Seid meine Nachahmer, wie ich der Nachahmer Christi bin!“ (1. Cor. 11, 1.) also: ahmet mir nach, gleichwie ich bewußt bin, Christo dem Herrn nachzuahmen! Wenn der hl. Paulus sich seinen Gläubigen in dieser Weise aber als Vorbild hinstellt, so glaubt ja nicht (bemerkt der hl. Chrysostomus), daß er des eitlen Ruhmens wegen so spricht; er bedient sich vielmehr einer solchen Sprache, um zu zeigen, daß die Tugend leicht von Jedem, der da ernstlich will, gewonnen werden kann.

Ein hervorragender Geisteslehrer des 17. Jahrhunderts bemerkt dazu Folgendes: Dem Anfängern in der Malerkunst (sagt er) wird es nicht so schwer, die zu malenden

Kirchenkalender.

- Sonntag, den 15. November. Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Kirchweihfest. Leopold, Markgraf † 1136. Evangelium Lukas 19, 1—10. Epistel: Geheimoffenbarung 21, 2—5.
- Montag, 16. November. Edmund, Bischof. ● St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr Seelenmesse für Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode.
- Dienstag, 17. November. Gregor, Bischof † 270.
- Mittwoch, 18. November. Eugen, Bischof † 505. Buß- und Betttag, gesetzlicher Feiertag. 13stündiges Gebet. ● St. Andreas: 13stündiges Gebet. Aussetzung des hochwürdigsten Gutes Morgens 6 Uhr, 9 Uhr feierliches Hochamt, 4—5 Uhr Vesper, 6—7 Uhr Komplet. ● St. Lambertus: 13stündiges Gebet. Morgens 6 Uhr Aussetzung des allerheiligsten Sakramentes, 9 Uhr feierl. Hochamt. Mittags von 12—1 Uhr Betstunde für die Schulkinder, 1—2 Uhr Jünglings-Kongregation, 2—1/3 Uhr Rosenkranz-Bruderschaft und Sobalität, 1/3—3 Uhr feierl. Vesper, 3—4 Uhr Jungfrauen-Kongregation, 4—5 Uhr Verein der christlichen Familien, 5—6 Uhr Rosenkranz-Andacht, 6—7 Uhr feierl. Komplet. ● Karmeliterinnen - Klosterkirche: Fest Maria Opferung. Hauptfest der Bruderschaft von der schmerzhaften Mutter Gottes. 1/7 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr Hochamt, Nachmittags 4 Uhr Predigt, nach derselben Festandacht. Während der Oktav ist Nachmittags 4 Uhr Andacht zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes.
- Donnerstag, 19. November. Elisabeth, Wwe. † 1231.
- Freitag, 20. Nov. Feliz v. Balois, Priester † 1212.
- Sonntag, 21. November. Maria Opferung.

Gegenstände in gleich großer Form wiederzugeben, — während es ihnen sehr große Schwierigkeit macht, das Große in verkleinertem Maßstabe darzustellen und doch alle Verhältnisse genau einzuhalten. Mir scheint nun (fährt er fort), daß die unmittelbare Nachahmung der Tugend-Beispiele unseres Erlösers zu vergleichen ist mit einer Uebertragung des Großen in das Kleinere — was daher bei den Anfängern in der Tugend leicht Baghastigkeit hervorrufen dürfte. Darum hat der Herr es so eingerichtet, daß wir in den Heiligen Vorbilder vor uns haben, die für unsere Armeligkeit und Schwachheit passender und angemessener sind, so daß wir das Nachbild ihrer Tugend fast in gleichem Maßstabe herzustellen vermögen.

Der selbe Geisteslehrer führt noch ein anderes, prächtiges Gleichnis an: Bisweilen (sagt er) erscheint am Meeresgestade eine Schaar von furchtsamen Hirschen und sieht in nicht zu weiter Ferne herrliche Wälder, voll von frischem Grün zur Nahrung und voll von dichten Bäumen, um ihnen Obdach zu bieten. Alle möchten dahin, aber eine dazwischen liegende Meeresbucht hält sie zurück. Während so alle sehnsüchtig aber unentschlossen nach jenen Wäldern hinüberschauen, — siehe, da springt einer von ihnen, der von kräftigerem Mute ist, hervor, hebt das stolze Geweih wie ein Feldzeichen in die Höhe und stürzt sich in das Wasser, um hinüber zu schwimmen. Sein Beispiel bewirkt, daß die ganze jagende Schaar ihm sofort folgt.

Das Gleiche (sagt er) ist auch bei der Tugend der Fall. Der christliche Glaube läßt uns herrliche Weiden und eine sichere Behausung in der Beobachtung der göttlichen Gebote und der sog. evangelischen Räte schauen, — aber die Schwierigkeiten, die sich unserm Streben nach einem so hohen Ziele entgegenstellen, benehmen uns den Mut. Siehe, da kommt uns die Lebensgeschichte irgend eines Heiligen in die Hände, oder wir werden zufällig Augen- und Ohrenzeugen ihrer Handlungen: ein solches Beispiel löst uns sogleich wieder Mut ein, erfüllt uns mit neuer Kraft und zieht uns mit geheimer Gewalt zur Nachahmung fort.

Gerade dieses erfuhr auch der große hl. Augustinus, als er vor seiner Bekehrung mit sich selbst im Streite lag und sich sträubte, den bisherigen Sinnesgenüssen zu entsagen und sich gewissermaßen in das Meer zu stürzen, um schwimmend dem in der Ferne liegenden Glück, das der Glaube ihm zeigte, zuzueilen: „Was Dieje und Jene (die Heiligen) konnten,“ sprach er zu sich selbst, „warum solltest du es nicht können?“ Wenn so viele Christen jeden Alters, Geschlechtes und Standes die „Meeresbucht“ glücklich durchschwimmen und ihr Ziel erreichen konnten: warum solltest nicht auch du dasselbe können? Wären jene Anderen zufällig Bösen gewesen, dann könntest du, ein schwacher Hirsch, immerhin glauben, daß ihre stärkeren Kräfte sie bei dem Schwimmen über die Bucht gerettet hätten. Doch siehe, — es waren auch Hirsche gleich dir, von Natur schwach, ohne Mut und ohne Wehr, und doch haben sie, durch die göttliche Gnade gestärkt, so Großes vermocht! Warum ihnen also nicht folgen? „Oder konnten es diese und Jene (die Heiligen) vielmehr durch sich selbst, und nicht vielmehr in dem Herrn, ihrem Gott?“

So hinterließ uns jener große Väher in seinen „Bekenntnissen“ nicht nur ein getreues Bild seiner inneren Kämpfe, seines Ringens und Strebens, — sondern auch eine herrliche Belehrung, wie das Beispiel der Heiligen für uns nutzbringend werden solle.

Ein historisches Rätsel.

Von Egon Rosca.

Am 19. November 1708 vollendete sich das Schicksal eines unglücklichen Mannes, dessen Leben und Tod mit dem undurchdringlichen

Schleier des geheimnisvollen umhüllt ist. Am genannten Tage endete zu Paris in der Bastille das Leben eines Mannes, von dem man nicht weiß, wer er gewesen, und nicht mit Bestimmtheit sagen kann, wie er gestorben, eines Gefangenen, dessen Gesichtszüge seine Wärter nicht kannten, weil er vom Augenblick der Einlieferung an eine Maske trug. Zweihundert Jahre lang haben die Geschichtsforscher versucht, des Rätsels Lösung zu finden: eine von keiner Seite angezeigte Lösung vermochte doch niemand zu geben. Und der „Mann mit der eisernen Maske“ flüchtete in das Reich der Poesie; sein Leben wurde in Romanen geschildert — freilich nur das Leben dessen, den man hinter der undurchdringlichen Maske vermutete, — er wurde auf die weitbedeutenden Bretter gezerrt. Aber kaum konnten diese Romane und Bühnenstücke einen ästhetischen Genuß gewähren, denn das können nur Dichtungen, welche das wirkliche Leben widerspiegeln oder idealisieren. Hier, in diesem Falle aber hatte das wirkliche Leben eine überschwängliche Phantasie entwickelt, und wer die Widerspiegelung dieser Wirklichkeit in der Dichtung las oder sah, mußte die Empfindung haben: Das ist unmöglich!

Das Rätsel der „Eisernen Maske“, an welchem sich Geschichtsforscher, Romandichter, Philologen und Dramatiker die Zähne zerbißen haben, war um so schwerer zu lösen, als offenbar lange nach dem Tode des Unglücklichen, der den Mittelpunkt der rätselhaften Geschichte bildet noch gar viele machtvolle Persönlichkeiten lebten, denen eher an einer Verschleierung der Tatsachen als an einer Lösung des Rätsels lag.

Die unwiderleglich historisch erwiesenen Tatsachen sind die folgenden: Im Jahre 1881 wurde dem Kommandanten der kleinen Alpeninsel Pignerol, St. Mars, auf ganz geheimnisvolle Weise ein offenbar noch junger Gefangener übergeben. Es war ein stattlicher, schlankgemachener Mann, dessen feines Benehmen seine vornehme Herkunft offenbarte. Sein Gesicht wurde durch eine Maske von schwarzem Sammet bedeckt, die so eingerichtet war, daß er bequem essen und trinken konnte, ohne daß er sie abzunehmen brauchte, da am Kinn Stahlfedern angebracht waren, die den untern Teil der Maske beweglich machten.

Die erste Verschleierung der Tatsache, die in der historisch gewordenen Bezeichnung der „eisernen Maske“ liegt, rührt von Voltaire her, welcher ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Unglücklichen, den er niemals gesehen, über ihn schrieb und diese ungenaue Bezeichnung populär machte.

Der Kommandant des Forts begegnete dem geheimnisvollen Gefangenen, welcher Varchant genannt wurde, in der achtungsvollsten, ja in ehrerbietiger Weise. Er selbst bediente ihn, reichte ihm die besten Speisen, auf silbernen Schüsseln, half dem Gefangenen bei der Anlegung der kostbaren Kleidung und Wäsche, welche letztere mit Krüffeler Spitzen reich garniert war.

Der Gefangene erfreute sich in Pignerol des angenehmsten Lebens; er durfte träumen nach Herzenslust, die Biber schlagen, die er gern und gut spielte; was er nur an Büchern wünschte, ward ihm zur Stelle gebracht, nur schreiben durfte er nicht, und mit Niemandem, außer dem Kommandanten selbst, sprechen. Hätte er selbst den Versuch gemacht, sich in irgend einer Weise durch Worte Jemandem, außer dem Kommandanten zu nähern, so wäre sicherlich wohl auch Jeder, dem das geschehen wäre, geflohen, denn den Soldaten und den Einwohnern des Forts war bei Strafe des Todes jede Verbindung mit dem Geheimnisvollen untersagt, wie auch den Soldaten ebenso streng angesetzt war, daß sie bei einem eventuellen Fluchtversuch des Unglücklichen unachtsamlich zu schießen hatten.

Die Lage des Mannes mit der schwarzen Maske dauerte neun Jahre; dann erfuhr dieselbe infolge einer Aenderung, als St. Mars von Pignerol nach der Margaretheninsel unweit der Küste von Provence versetzt wurde und den geheimnisvollen Gefangenen mit sich dorthin nahm. Dieser aber führte dort das

selbe Leben, das er vordem in Pignerol geführt hatte.

Hier gelang es einmal, als der Gefangene aus seinem mit Eisenstäben vergitterten Gefängnis aufs Meer hinausblickte und einen Fischer am Gestade sah, dem Unglücklichen jenem Fischer einen silbernen Teller zuzuworfen, auf den er mit seinem Messer einige Worte getrigelt hatte. Der Fischer, der entweder wohl die Strenge kannte, mit welcher der Unglückliche gefangen gehalten wurde, und für sich selbst in Furcht war, andererseits aber wohl zu ungebildet war, um die schwerwiegende Bedeutung dessen, was er in Händen hielt, zu erfahren, brachte seinen Fund sofort zum Kommandanten, der bestürzt jene Schriftzeichen auf dem Teller sah und den Fischer fragte, ob er oder ein anderer dieselben gelesen. Vergeblich versicherte der arme Teufel, daß er den Fund unverzüglich, ohne daß ein Anderer davon Kenntnis erhielt, abgeliefert habe, er selbst aber weder lesen noch schreiben könne, er wurde gleichwohl solange in Haft gehalten, bis sich die Wahrheit dieser Aussage ergab.

So vergingen dem Unglücklichen wieder achtzehn Jahre der gleichförmigen Einsamkeit in seinem Gefängnis auf der Margarethen-Insel. Da wurde St. Mars im Jahre 1698 Gouverneur der Bastille in Paris, und nun mußte der Gefangene auch dorthin seinen Kerkermeister begleiten.

Den ganzen fürchterlichen Ernst der Gefangenschaft zeigte die Art des Transportes von der Margaretheninsel nach Paris. Mit geladenen Pistolen im Gürtel wich St. Mars Tag und Nacht nicht von Seite seines „Schäflings“, der bei dem geringsten Versuch der Annäherung an einen Fremden des Todes gewiesen wäre.

Am 18. September 1698, einem Donnerstag Nachmittag 3 Uhr, langte St. Mars mit seinem Gefangenen in der Bastille an; dort wurde er zunächst in den Turm de la Basinière gebracht, bis man ihn 9 Uhr Abends in das dritte Zimmer des Turmes de la Vertauidière überfiedeln ließ, wo er die letzten fünf Jahre seines Lebens zubrachte. Als er am 19. Nov. 1708 Abends aus der Messe kam, fühlte er sich plötzlich unwohl und starb schmerzlos ohne vorherige Krankheit. Diese Todesart hat zu der Annahme Anlaß gegeben, daß der Unglückliche ermordet worden sei.

Am Tage nach dem Tode wurde der Leichnam auf dem Kirchhof von St. Paul beerdigt, nachdem der vom Rumpf getrennte Kopf bis zur völligen Unkenntlichkeit zerstückt worden. Und Alles, was zu seinem Gebrauche gedient hatte, Wäsche, Kleidung, ja die Möbel, die er in seinem Gefängnis benutzt hatte, die Wandbekleidung des Zimmers sogar, das er bewohnt hatte, Alles wurde vernichtet, das Silberzeug, auf dem er gespeist, eingeschmolzen, nichts, absolut nichts blieb übrig, das von seinem irdischen Sein hätte Kunde geben können.

Der Name Varchant, unter welchem er über vierzig Jahr sein elendes Gefangenen-Leben geführt, durfte in der Bastille vom Tage seiner Beerdigung an nicht mehr ausgesprochen werden, und wenn man im Jahre 1798, nach der Zerstörung der Bastille, auch nach den Zeugnissen über den Gefangenen suchte, war in den Hausregistern des Gefängnisses sorgfältig das Blatt herausgerissen, auf welchem der geheimnisvolle Gefangene eingetragen war.

Und wer war nun der Mann mit der eisernen Maske, der Unglückliche, der mit solcher ausgesuchter Grausamkeit, bei allem Wohlwollen der Behandlung, gefangen gehalten wurde über ein Menschenalter hindurch? Wer konnte so furchtbares verborgen haben, daß man es für nötig hielt, den Verbrecher nicht nur aus der Reihe der Lebenden und der Freiheit sich erfreuenden zu stoßen, sondern ihn sogar aus der Liste der Menschheit strich?

It's ein Wunder, daß sich hunderte von Gelehrten mit diesen Fragen beschäftigten und durch die widerstreitenden Beantwortungen, die sie gaben, immer neue Fragen hervorriefen nach dem Wie und Warum der ungewöhnlichen Maßnahmen, welche beide diesen Gefangenen in

Ausbildung gebracht wurden und daß schließlich sogar die Ansicht aufstauen mußte, es habe überhaupt niemals einen Mann mit der eisernen Maske gegeben, die ganze Geschichte von demselben sei nur eine Fabel?

Nach einer zweiten Version, die vom langjährigen Beichtvater der Bastille, dem Jesuiten Griffet unterstützt wurde, soll dagegen der Gefangene ein Sohn Ludwigs XIV. gewesen sein, ein Herzog von Berry, der dem Dauphin eine Ohrfeige gegeben habe und dies Verbrechen durch die Gefangenschaft büßen mußte.

Voltaire vertritt in einem Zusatz zu dem Artikel „Anna“ des „Dictionnaire philosophique“ die Ansicht, der Mann mit der schwarzen Maske sei ein älterer Bruder Ludwigs XIV., ein Sohn Annas von Österreich und des Herzogs von Buckingham, gewesen.

Nach anderer Version wieder war der Unglückliche ein Sohn der Königin Anna und Mazarins, während er wiederum von anderer Seite als ein von Ludwig XIII. geheim erzogener Zwillingbruder Ludwigs XIV. angesehen ward, eine Ansicht, die lange Jahre die meiste Anhängererschaft fand und auch unter anderem von Schöde in seinem Trauerspiel „Der Mann mit der eisernen Maske“ vertreten ward.

Anderer Historiker wieder leugneten die ja sonst sehr naheliegende Annahme, daß er überhaupt mit Ludwig XIV. in verwandtschaftlicher Beziehung gestanden habe. So soll er der Minister Mattioli des Herzogs Karl von Mantua gewesen sein, der an Frankreich seinen Herzog verraten habe und dafür diesen nicht sehr schönen Lohn erhielt. Noch unwahrscheinlicher, aber ebenfalls durch vielerlei Gründe belegt, ward die Version, der Gefangene sei der Finanzintendant Fouquet. Eine andere Partei hielt ihn für den lothringischen Ritter von Darmoffes, welcher gegen das Leben Ludwigs XIV. sich verschworen haben soll und deswegen in so ungewöhnlicher Weise bestraft worden sei, weil sehr hochstehende Mitverschworene in seine Pläne hineingezogen waren. Und schließlich ward auch noch behauptet, der Gefangene sei der Generallieutenant von Bulonde gewesen, den Ludwig XIV. wegen der verunglückten Belagerung der italienischen Festung Savi bestrafen wollte.

Zwei Jahrhunderte sind nun seit seinem Tode vergangen; das historische Rätsel, das so lange keine Lösung erfahren, wird nun nicht Kapitel der historischen Romantik kann nunmehr geklärt werden. Eines der interessantesten mehr wohl entgiltig als geschlossen gelten. Daß gleichwohl noch immer wieder dann und wann Historiker auftreten, welche das Dunkel durchleuchten wollen, ist nur zu selbstverständlich, denn das Geheimnisvolle lockt die Menschen an unwillkürlich. Aber wie viel Hypothesen auch noch aufstauen mögen, Ueberzeugungskraft wird und kann keine in sich tragen.

Abschied.

Novellistische Skizze von R. v. Thyrnau.

Heute mußte es sein — man hatte es ihm nahe genug gelegt. Hauptmann von Lemrod schrieb mit seiner großen festen Handschrift sein Abschiedsgesuch, unterzeichnete ohne daß ihm die Hand zitterte und konvertierte das Schreiben. Dann klingelte er seinem Burschen und ließ das Schreiben von diesem zur Post besorgen. Er seufzte tief auf und starrte in die herbstliche Landschaft, deren buntes Farbenspiel in der klaren Oktobersonne leuchtete.

Wie war es nur möglich gewesen — er, der Lemrod, hatte sich vergessen und mußte abgehen! Er, der so stolz auf seine Ruhe und Kaltblütigkeit — er hatte sich hinreißend lassen zu einem unbesonnenen Schritt, einem Schritt, der ihm nun seine Carrière kostete.

Und seine Carrière war sein ganzer Stolz, er verdankte sie niemandem, nur seiner eigenen Tüchtigkeit. Von gutem, alten aber völlig armen Adel war er ohne jede Protektion und als Offizier ganz und gar self made man. Als er noch Leutnant war, hatte ihm sein Vater, ein Oberst z. D., mit genauer Not die Zulage zahlen können, aber er selbst hatte

durch außergewöhnliche Pflichttreue und Begabung die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten frühzeitig auf sich gelenkt. Man hatte ihn zum Adjutanten gemacht und im manchen gute Kommando zugewandt, man hatte ihn als Leutnant auf die Kriegsakademie geschickt und als Oberleutnant zum großen Generalstab kommandiert, den er vor Jahresfrist, erst dreiunddreißig Jahre alt, als Hauptmann verließ, um einige Zeit, wie der Oberst damals mit verständigem Händedrucke gesagt hatte, einmal wieder Frontdienst zu üben. Es war alles prächtig gegangen, er war streng und gerecht, aber er nahm teil an allen Freuden und Leiden seiner Untergebenen er kannte die Familienverhältnisse jedes Unteroffiziers und jedes Mannes seiner Kompanie und war einem jeden ein treuer Helfer und Berater. Dafür vergötterten ihn auch seine Leute und gingen für ihn durchs Feuer, und die siebente Kompanie war bei allen Vorstellungen die beste im Regiment. Man hatte schon hie und da gemunkelt, dieser genialste aller Hauptleute werde nicht lange in seiner Stellung verbleiben, man werde ihn über Jahresfrist zum Divisionsadjutanten machen oder ins Kriegsministerium abkommandieren oder er werde auch wieder in den Generalstab zurückkehren — und das war nun alles aus und vorbei.

Und daran war nur dieser dickfällige Hallunke schuld, dieser Hübner, das einzige äuidige Schaf, das die sonst so berühmte „Siebente“ aufzuweisen hatte. Der Kerl, ein Schiffer, der zweite Baron, den man sich denken konnte, hatte es fertig gebracht, von den zwei Jahren seiner Dienstzeit fünf Monate im „Kasten“ zuzubringen.

Dieser Kerl hatte sich am Abend vor dem letzten Manövertage im Bivac nach Möglichkeit vollgetrunken und hatte geschrien und geläutert, sich gegen die Unteroffiziere und sogar gegen den Feldwebel aufjähig und unbotmäßig betragen, so daß ein großer Lärm im Lager entstanden war. In diesem Augenblick war der Hauptmann mit den drei Leutnants hinzugekommen, die grade vor dem Zelte des Obersten sich's beim Glühwein hatten wohlsein lassen und dabei auch wohl des Guten ein wenig zu viel getan hatten.

Der Hauptmann, nachdem ihm der Sachverhalt gemeldet worden war, donnerte Hübner an:

„Was, Sie Schlumps, Sie Hallunke Sie, das ganze Jahr hindurch sind Sie das rüddige Schaf meiner Kompanie gewesen und vergessen sich noch am letzten Abend? Und betrunken ist der Kerl auch — drei Tage Mittelarrest! Die können Sie absetzen, wenn die Andern nach Hause gehen! Und nun marsch! Scheeren Sie sich in Ihr Zelt!“

„Nanu!“ hatte der Betrunkene frech erwidert und war fast taumelnd auf den Vorgesetzten zugetreten, „was wollen Sie denn noch! Sie haben mir doch nichts mehr zu befehlen! Reserve kann überhaupt keiner knabbern.“

Da hatte den Hauptmann der gerechte Zorn übermannt und blitzschnell holte er aus und schlug den Kerl ins Gesicht.

Dieses machte der Schlag nüchtern. Er grinste und fuhr mit den Händen an die Hosennaht.

„Der Herr Hauptmann werden schon sehen, was Sie davon haben! Wenn der Hauptmann mich melden, werde ich mich beschweren.“

Und so geschah es. Hübner bekam ein halb Jahr Festung und „zweite Klasse“ und der Hauptmann drei Tage Stubenarrest.

Heute nun, als die Rekruten einrückten, hatte der Oberst ihm im Laufe des Gesprächs gesagt:

„Ja, ja, lieber Lemrod, es ist eine ungeheure Verantwortung, die auf dem deutschen Offizierkorps im allgemeinen und dem Hauptmann im besonderen liegt! Ihm sind diese jungen, zum Teil schon verführten und moralisch vergifteten jungen Leute anvertraut. Er soll aus ihnen Königstreue, vaterlands-

liebende Männer machen! Dazu gehört, daß er selbst das Muster aller Pflichttreue sei und daß er untadelhaft dastehe. Ein bestrafter Kompaniechef ist nahezu ein Nudling.“

Das war deutlich genug und Lemrod hatte nicht gezögert, die Konsequenzen aus der Sachlage zu ziehen.

Aber was hatte er dabei empfunden! Einen Beruf aufgeben müssen, an dem er mit Leib und Seele hing, hinausgerissen aus der leidenschaftlich geliebten Tätigkeit in der Bollkraft der Jahre und gerade, als sich ihm die glänzendsten Aussichten eröffneten!

Abschied.

Hinweg von den Kameraden — brechen mit allen lieb gewordenen Lebensgewohnheiten Ein ganz neues Leben anfangen zu müssen — von vorne anfangen — den Kampf ums Dasein aufs neue aufnehmen — ja noch schlimmer: ein Wesen, das auf ihn geduldig gewartet hatte sechs lange Jahre und das bereit war, noch zwei, drei Jahre, bis der Hauptmann erster Klasse da war, zu warten, aufs ungewisse vertrösten zu müssen.

Ja, er war verlobt — seit 5 Jahren im geheimen, seit einem Jahre vor aller Welt, mit einem gänzlich armen, aber hervorragend schönem, geistreichen und lebenswürdigen Fräulein aus guter Familie. Sie war jetzt 24 — war es ihm möglich, sie heimzuführen, bevor sie das 30. Jahr erreicht hatte? Also noch ein volles halbes Duzend Jahre sollte sie warten, jetzt, da er den Kampf ums Dasein von vorne beginnen mußte. Dieser Kampf selbst machte ihm keine Sorge, er war ja hochintelligent und sehr energisch. Aber Magda! Mußte er ihr nicht ihr Wort zurückgeben, da er ihr nichts mehr zu bieten hatte. Aber durfte er's da sie so lange trennen mit ihm ausgeharrt?

Es klopfte an die Tür und herein trat ein Bekannter der ein Schulkamerad Lemrods war und im letzten Manöver eine Reserveübung als Oberleutnant bei seiner Kompanie gemacht hatte. Er war Inhaber einer großen Waffenfabrik und schwer reich.

„Um Gottes Willen, Fedor,“ rief der, „was hör ich? Du quittierst?“

Lemrod reichte ihm mit bitterem Lächeln die Hand und klärte ihn über die Ursache seines unwilligen Abschieds auf.

„Ah“, rief der Andere, „empörend! Hast du nun schon was Anderes für die Zukunft?“

„Wie sollte ich? — hatte ja heute früh noch keine Ahnung!“

„Dann, bitte sei mir nicht böse über meinen Vorschlag, komm zu mir in meine Fabrik als Direktor. Du bist ja erstklassiger Waffenskundiger. Arbeite Dich ein halbes Jahr lang ein mit 10 Mk. Diäten — und dann bekommst Du als Anfangsgehalt 6000 Mk. Ober willst Du mehr!“

„Was denkst Du, mein Junge? Wie dank ich Dir! Das ist doch eine Tätigkeit, die das Herz eines Soldaten erfreuen kann. Ich gehe gleich mit Dir. Aber gönne mich noch 20 Minuten Zeit, ich muß Magda schreiben. Sie weiß von nichts. Und ich bin glücklich, ihr schreiben zu können, daß sie nicht mehr 2 Jahre zu warten braucht und daß in 7 Monaten Hochzeit gefeiert wird.“

Ihr erster Ball.

Humoreske von E. Teschan.

Ella Burl fieberte vor Erregung. Am fünfundzwanzigsten November gab der Gesangsverein Harmonie, der vornehmste Verein des Städtchens, zu Ehren seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens einen Ball und zu diesem Ball war sie eingeladen.

Es war ihr erster. Die Aufregung im Hause war denn auch sehr groß. Papa hatte ein paar Extragroschen bewilligt. Mama hatte lange Beratungen mit Tante Marie und Tante Luise abgehalten, dann war die Schneiderin erschienen, um mit großer Unständigkeit und Mühe des Ballkleid anzufertigen; bei dem ersten Schuster der Stadt hatte man ein paar Lackstühle bestellt und

der aufmerksame Onkel Hans hatte dem Nichten einen Fächer und eine Garnitur künstlicher Rosen geschenkt.

Ella schwebte im siebenten Himmel. Sie konnte nichts nicht schlafen und am Tage wußte sie nicht, wo ihr der Kopf stand; sie mußte ausprobieren, Unterröcke plätten, Spitzenvolants einziehen und vor allen Dingen, sie mußte zur Probe!

Das Komitee, das sich zur würdigen Vorbereitung des seltenen Festes zusammengetan hatte, und seine Sache fürchtbar wichtig nahm, hatte beschlossen, den Festabend mit einem großen Gesangsstück, „Chor der Engel“, ausgeführt von sämtlichen Damen des Vereins, zu eröffnen.

Es war ein wahrhaft teuflischer Gedanke; denn das Stück war schwer, die Zeit kurz und die armen Engel schwitzten bei den endlos langen Proben vor Angst und Anstrengung.

Endlich war der große Tag angebrochen. Er wurde morgens früh um sieben mit einem Ständchen, das die Mitglieder des Vereins dem Vorstande brachten, begonnen; daran schloß sich die drei Stunden währende Generalprobe.

Lotmilde kam die arme Ella nach Hause. Hier wartete ihrer neue Uhr. Der Schuster hatte die Schuhe gebracht und die Mama auf den ersten Blick entdeckt, daß sie viel zu klein sein mußten. Sie waren es denn auch, nur mit Mühe zwängte Ella ihre Füße hinein. Sie konnte keinen Schritt damit machen; wie konnte sie also daran denken, darin zu tanzen?

Nun war guter Rat teuer. Nachdem sie sämtliche Schuhe der weiblichen Mitglieder des Hauses, sogar die des Dienstmädchens und die der alten Tanten aus ihrer Jugendzeit durchprobiert hatte und kein Paar sich als passend oder anständig genug erwies, mußte sie davonschleichen, um zu versuchen, noch irgend wo Tanzschuhe aufzutreiben. Bei dem allerletzten Schuster in der allerletzten Hintergasse fand sie endlich ein Paar, das ihr paßte. Sie waren brandteuer und daneben etwas schwer und plump!

Atemlos, aber sehr erfreut kam sie zu Hause wieder an, wo man mittlerweile bereits mit dem Mittagessen fertig war. Man hatte ihr ihren Anteil im Bratofen aufgehoben; aber es wollte ihr heute nicht recht schmecken. Nach einigen vergeblichen Versuchen schob sie den Teller zurück. „Es gibt heute Abend ja warmes Essen“, sagte sie, „da schadet es nichts, wenn ich jetzt nicht mag.“

„Ich würde mich ein paar Stunden hinlegen und schlafen“, riet der Vater wohlmeinend. Aber die Mama, Tante Luise und Tante Marie erhoben ein Schreckensgeschrei. Jetzt sich hinlegen, wo die Uhr drei war und der Ball um sieben anfing. Solch einen Rat konnte auch nur ein Mann geben!

Die arme Ella fühlte etwas wie lähmende Müdigkeit, aber das wagte sie nicht einzugehen. Ein junges Mädchen vor seinem ersten Ball und müde! so etwas durfte es ja garnicht geben. Sie hörte schon Tante Marie sagen: „Ja, ja, die Jugend von heute“ und sah schon das Kopfnicken von Tante Luise, das immer die Einleitung von einer endlosen Geschichte: — „damals als ich noch jung war und meine selige Mutter noch lebte“ fing sie stets an — bildete.

Die Damen gingen nach Ellas Zimmer hinauf, wo der ganze Ballsaal auf dem Bett ausgebreitet lag. Es war ein schöner Tag heute, die Nachmittagsionne schien freundlich ins Zimmer und bei deren Schein entdeckte man, daß die wunderschöne breite Schärpe, welche die Tanten geschenkt hatten und die reizende Garnitur Rosen von Onkel Hans zwei von einander grundverschiedene rosa Farbtönen hatten. Wie man auch verglich und sie, redete und beratschlagte, man kam immer wieder zu dem Schluß, daß Schärpe und Blumen nicht zusammen getragen werden konnten.

Welch ein Sommer! „Ach was“, meinte

Ella, des endlosen Redens müde, „wir schicken Auguste in die nächste Blumenhandlung, da holt sie mir ein paar frische Blumen, diese dumme Garnitur trage ich dann ein andermal.“

„Dumme Garnitur“, ächzte die Mutter. „Sie macht das Kleid erst hübsch und elegant, und was soll Onkel Hans davon denken. Nein, ohne solche Rosengarnierung geht es nicht.“

„Dann könnt ihr ja eine andere Schärpe nehmen“, sagte Tante Marie, aber sie sagte es in einem Tone, dem man wohl anmerkte, wie tödlich sie gekränkt sein würde, wenn man es tätete und Tante Luise langte schon nach dem Taschentuche, um die Tränen abzuwischen. Ella, der es gerade eingefallen war, daß sie noch eine weiße Schärpe besäße, hielt nun wohlweislich ihren Mund, blickte aber ratlos die Mutter an. Da erschien wie ein rettender Engel die Schneiderin, die auch beim Ankleiden helfen wollte.

Sie sah auf die beiden verschiedenfarbigen Dinge, dann sagte sie resolut: „Na Fräulein, eine Schärpe müssen sie haben, Blumen auch, zusammen passen müssen sie aber. Ich finde, wir tauschen die Blumen um.“

Einen Augenblick später war die arme Ella wieder auf der Straße. Diesmal brauchte sie nur zu Onkel Hans zu gehen. Sie fand ihn zwar nicht in seinem Bureau, dann aber doch in seiner Wohnung; er gab ihr gern die Adresse des Geschäfts, wo er die Blumen gekauft hatte, und nach einigen Widersprechen tauschte man sie ihr auch um. Nach etwa einer Stunde langte sie wieder zu Hause an, wo man ihren Einkauf befriedigt betrachtete; nun endlich schien alles in Ordnung!

Jetzt ging es an's Anziehen, aber wehe, der weiße Tüllunterrock, den Ella vorgestern noch eigenhändig mit Spitzenvolants verziert hatte, und den das Mädchen gestern erst geplättet, war viel zu lang.

„Er hat sich gelängt“, jammerte Tante Marie. „Gucke, Du hast ihn nach der Länge geplättet anstatt nach der Breite, Du bist an allem schuld.“

Guckte verteidigend sich heulend, daß sie das nicht habe wissen können, und Tante Luise schalt: „Baru u hast Ihr Tüll genommen, Null hätte es sein müssen!“

Es blieb nichts anderes übrig, Ella mußte ihren Rock wieder ausziehen und hilflose Hände machten sich daran, einen Aufbaum darin zu nähen. Der wurde denn schließlich auch fertig, gerade in dem Augenblick, als drunten der Wagen vorfuhr und die Mama mit einem Teller Butterbrot und einem Glas Wein erschien.

Das Butterbrot konnte Ella natürlich nicht mehr essen, den Wein aber goß sie in der Geschwindigkeit noch hinunter. Dann saß sie im Wagen; sie atmete ordentlich hoch auf, daß nun alle Fährlichkeiten gut überstanden waren und sah nach ihrer Uhr. Noch nicht mal halb sieben. Es war den singenden Mitgliedern dringend zur Pflicht gemacht, eine halbe Stunde vor Beginn des Festes zu erscheinen, damit sich die Aufstellung der verschiedenen Chöre besser ordnen ließe.

Wie Ella die Garderobe betrat, waren noch nicht viele Menschen anwesend. Sie ließ sich von der Garderobefrau die vorgeschriebenen großen Gacesflügel befestigen und sah sich dann ratlos um, die Festräume mochte sie nicht allein betreten, hier herum stehen war auch peinlich und zudem sagte sie nun plötzlich eine geradezu lähmende Ermattung. „Einen Augenblick ausruhen“, schrieb alles in ihr.

Von den Proben her kannte sie hier die Vertikalität. Neben der Garderobe lag ein kleines, unbenußtes Zimmer, das zur Aufbewahrung von allerhand Sachen diente. Heute war es vollgestopft mit Möbeln, die man aus den andern Räumen entfernt hatte; Ella drückte die Tür hinter sich zu, wand sich zwischen einigen Stühlen und Tischen durch und streckte sich dann auf ein Sofa aus, das quer im Zimmer stand. Bei dem Licht, das von der Straße

durch die unverschütteten Fenster heretraf, sah sie sich zufrieden um.

„So“, dachte sie, „nun habe ich gerade noch eine halbe Stunde Zeit, mich auszuruhen. Um sieben Uhr, wenn der Kapellmeister klingelt, werde ich hinausschlüpfen und mich unter die Andern mischen, dann bin ich wieder frisch und munter,“ und mit einem tiefen Aufatmen lehnte sie sich in die Kissen zurück.

Das große, langersehnte Fest der Harmonie verlief auf das glänzendste. Die Säle waren zwar ein bisschen sehr überfüllt, die Hitze ein bisschen groß, die Damen stark in der Ueberzahl und die Aufführungen dauerten ein bisschen zu lange, aber immerhin, es war sehr nett!

Herr und Frau Burt, die natürlich auch zu den Geladenen zählten, bekamen den ganzen Abend ihre Tochter nicht zu sehen. Vergewisserte Mama Burt hierhin und dorthin; so viele Engel schwebten herum, der ihre war nicht dazwischen.

„Wo ist Ella?“ so fragte sie wohl hundertmal im Laufe des Abends, aber als sich längst nach Mitternacht die Festräume zu lichten begannen und immer Ella noch nicht auftauchte, da bekam diese Frage einen bangen Anhauch, und noch andere fingen an zu fragen, „ja, wo ist denn Ella?“ Sie konnte doch nicht verschwunden sein. —

Ein junger Herr, ein Ehrengast, den der Gesangsverein der Nachbarschaft abgeschickt hatte, wollte in der Garderobe seine Schuhe wechseln; er konnte nicht damit zu Stande kommen, das Gedränge war zu groß. Eine Garderobefrau erbarmte sich seiner. Sie öffnete die Tür zu einem kleinen Nebenzimmer und drehte das elektrische Licht an. „Hier wird es wohl besser gehen“, sagte sie.

Er nickte dankend und während er sich nun die Schuhe anzog und dabei seine Blicke umhergeschweifen ließ, sah er etwas, das sein höchstes Staunen hervorrief.

Auf einem Sofa lag ein junges Mädchen. Im schneeweißen Kleid, einen Rosenkranz im Haar, Rosen an der Brust und im Gürtel, Engelsflügel an der Schulter, so lag sie da — und schlief.

Kopfschüttelnd stand er da, das Märchen von Dornröschen fiel ihm ein; dann kam ihm plötzlich eine Erleuchtung. Ella, das mußte doch Ella sein! Er stürzte in den Tanzsaal, wo die verzweifelte Mama, umgeben von einer ganzen Schaar Leute, noch immer nach Ella suchte, sagte ihren Arm und führte sie in das kleine abgelegene Zimmer vor das Sofa.

Bei dem Lärm, den die Eintretenden verursachten, erwachte Ella, sie richtete sich auf, lächelte fröhlich und sagte: „Ach, es soll wohl losgehen.“

„Jawohl mein Kind, sagte der Vater, das Nachhausegehen nämlich, es ist die höchste Zeit.“

„Aber der Ball“, sagte Ella verwirrt. „Der Ball“, der Vater ergriff ihren Arm, „der ist zu Ende, den hast Du verschlafen.“

Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich nicht für den Spott zu sorgen. Die arme Ella wurde wohl hundertmal von ihren Bekannten gefragt, wie sie sich dann auf dem Ball amüsiert habe, und zahllos waren die Scherze, deren Zielscheibe sie war.

Aber was schadete das alles. In ihrer Dornröschenschönheit hatte sie einen unaussprechlichen Eindruck auf den Ehrengast der Nachbarschaft, den jungen Doktor Klaus Arnold, gemacht. Er wußte sie wiederzusehen, er wußte in ihrem Elternhause Zutritt zu erlangen, und schon nach wenigen Wochen waren sie verlobt.

So hatte Ella es fertig gebracht, auf ihrem ersten Ball nicht zu erscheinen und dort doch den künftigen Gatten zu finden.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.